

(Nachdruck verboten.)

14]

Was ist Ruhm?

Roman von Max Krejer.

Schließlich kam er mit Ruschke überein, zusammenzuschließen, um des Musikers Abschiedsfeier mit der Ateliereinweihung zu verbinden. Zuerst hatte dieser die Absicht, sie alle hinwegzulocken in eine fidele Kneipe, denn das Reisegeld sah ihm lose in der Tasche. Kempfen jedoch war dagegen, denn man hatte bereits das Mittagessen aufgesetzt, eine Erbsensuppe mit Schinkenknochen, die verheißungsvoll brodelte. Ruschke ließ sich besänftigen, verlangte aber nun, daß man dieses „köstliche, den Geist allerdings wenig anregende Proletenmahl gehörig verlängere und vermehre“, damit alle des Genusses an ihm teilhaftig würden, was sich Kempfen auch nicht zweimal sagen ließ.

Sörgel bekam zu tun: er suchte den größten Blechbehälter hervor, griff noch einmal tief in den Erbsensack, ging aufs neue zum Schlächter und borgte sich dann Teller, das nötige Besteck und Gläser zusammen, was für seine großen Verbindungen sprach, die er bereits in der Nachbarhaft angeknüpft hatte. Zugleich mit ihm machte sich Lorensen auf die Strümpfe, um für Wein und Zigarren zu sorgen, nebenbei aber auch auf Kosten Ruschkes für verschiedene Delikatessen; denn der Musiker hatte eingesehen, daß es bei aller Hochachtung vor dem Tagesgericht eine Verjüngung an dem Magen sein würde, wenn man den guten Tropfen nicht mit edleren Dingen in Zusammenhang brächte. Zuvor hielt Kempfen es für seine Pflicht, dem Blonden besonders einzuschärfen, nicht etwa Sekt zu bestellen, denn es kam öfters vor, daß Lorensen in seiner Einbildung ein Zwanzigmarsstück für das Dreifache ansah und sich dann stets wunderte, wenn die Rechnung nicht stimmte.

Walzmann, dem die Moneten wieder ausgegangen waren, erschien heute auffallend gedrüdt trotz der Aussicht, die Bummelwoche würdig beschließen zu können. Die Niederlichkeit in seinem Äußeren hatte ihren Höhepunkt erreicht, was ihn aber nicht abhielt, sich unter der Jugend wie ein ehrenspendender Großer zu bewegen; denn blind geworden in seiner Treitmühle, hatte er kein Auge für diese Vernachlässigung, die ihn bereits sprichwörtlich anhing. Noch immer im floßigen Winterüberzieher, den er erst nach vielem Sträuben abzulegen pflegte, weil er sich eines einwandfreien Modes darunter nicht ganz sicher war, schob er sich durch das Atelier und zwang den schiefen Kopf überall dorthin, wo es für ihn etwas zu sehen gab.

„Du, der Kerl da, der ist doch von Dir. Geh ich sofort,“ raunte er Kempfen zu, indem er mit dem Ellbogen hinterwärts auf den Faun deutete. „So etwas kann er nicht. Weiberschmiere, die liegt ihm, dreizehn aufs Duzend.“

Schmarr meinte plötzlich, daß der Anbau ein vortreffliches Atelier für ihn abgeben würde, falls man sich entschließen könnte, ein größeres Fenster zu machen; überhaupt zeige sich hier eine Raumverschwendung, die für obdachlose Wildhauer wie geschaffen sei. Vorläufig habe er ja noch bei Griepel, dem alten Vereinschuster, ein Unterkommen, bei dem er augenblicklich Engelreliefs fabriziere; wenn aber Kempfen später mal so freundlich sein wolle, an ihn zu denken, dann —. Er könne ein paar hübsche Kinderporträts bekommen, süße Schmitzen, die ihm Freude machen würden; hier könne er doch anständige Leute empfangen, bei Griepel sei der reine Pferdestall, der als Hauptzierde eine alte Strohdede enthalte.

Er stand neben Walzmann, was beide nicht gut kleidete. Während Kempfen ihm alles zusagte, machte der Alte kehrt und ging zu dem schlanken Blankert; trotzdem rief er zurück: „Würde Dir gern meine Scheune anbieten, Kleiner, aber da gibt's nicht mal 'ne Strohdede. Brauch ich auch nicht. Komische Welt!“

Der Wein kam, und man probierte die erste Flasche, während Kempfen die Lederbissen noch zurückhielt, denn er wollte nicht umsonst gekocht haben. Der Maler, angeregt durch den Kotspon, setzte dann vor den übrigen auf und ab und rief wie unsinnig: „Ich will auch einen Gönner haben, her mit

meinem Gönner! Wo ist mein Gönner? Wo steckt dieser Lump? Daß ich ihn an seinen Haaren herbeischleife — falls er noch welche hat —, um ihn meinem Talent dienstbar zu machen.“

Er sprach das mit einer so wilden, dramatischen Gebärde, daß alle in unbändige Heiterkeit gerieten, und selbst der schöne Anton, der heute seinen außergewöhnlichen Sonntag winken sah, beim Kofseimwerfen in den Ofen mit einer Vertraulichkeit seine Lachsölbe löspunkte, als wären das alles die besten Bekannten von ihm.

Ruschke sprang in den Nebenraum vor das Klavier und entrang seiner Sammerkehle, begleitet von einer Opernmelodie, den Text: „Wo ist mein Gönner, dieser Lump? Wo steckt der Kerl, der Sa—lunke? Daß ich ihn schröbse, wür—ge, mor—del! Ersöffte er in Sekt, ich würde la—chen, ich armer La—za—rus!“

Plötzlich, als die Lustigkeit darüber den Höhepunkt erreicht hatte, wurde die Klingeltür, die direkt in den großen Raum führte, aufgerissen, und Professor Heilke rief laut hinein: „Guten Tag, Lorensen. Haben Sie Modell? Akt? Doch nicht mit Musik?“

Er hatte Ursache zu dieser Frage, denn draußen stand seine älteste Tochter, die den warmen Muff gegen das Gesicht drückte und leise hineinsicherte gleich einer neugierigen Dame, die noch nicht weiß, was sie erleben wird.

Während Kempfen bei sich dachte: „Die haben noch gerade gefehlt,“ sagte sich Lorensen sofort, sprang dem Berühmten entgegen und tat so, als wäre im Atelier wirklich etwas für weibliche Augen nicht in Ordnung. Er schob die Gesellschaft in das Zimmer ab, ersuchte sie, sich ein Weilchen still zu verhalten, zog dann den Vorhang zu und warf sich fix in sein Sammetjackett. Heilke kam zu ihm, dieser große Mann, den neulich der Kaiser besucht hatte und der selten seinen Fuß zu einem der Unbekannten setzte! Und obendrein brachte er eine seiner Damen mit. Welche Ehre, welche Auszeichnung! Schade nur, daß es nicht ein anderer Tag war.

Lorensen jedoch verlor keinen Augenblick den Kopf, denn dieses Blick erhob ihn, gab ihm sozusagen plötzlich ein Relief bei dem Gedanken, immerhin doch schon etwas sein zu müssen. „Hermann, mach Dich etwas propper, sei so gut . . . Anton, ziehen Sie sich den Rock an. Sie haben jetzt Diener zu spielen. Lachen Sie nicht wieder so dämlich . . . Was ist denn da zu knurren, Hermann? Das kann uns doch nur nutzen, wie steigen eben.“

„Kriecher!“ drang es dumpf herein, wie aus einem verlorenen Winkel, aufgefangen durch eine Stoffwand. Walzmann schien es gegrünzt und dadurch unterdrücktes Lachen hervorgerufen zu haben. Aber Lorensen achtete nicht darauf. Im Augenblick war seine Einbildung wieder von den alten Vorstellungen erfüllt: von der gleichenden, vornehmen Welt da draußen, in der es sich so schön leben ließ, wenn man viel Geld hatte und etwas war. Lange hatte er sie gemieden, mit der Rücksichtslosigkeit des unbesorgten Gesellschaftsmenschen, fast mehr aber noch unter dem Druck des starrsinnigen Freundes, der eine so seltsame Macht über ihn ausübte. Noch einen Blick in das Spiegelglas, und er war hinausgeeilt, um mit einer Entschuldigung das Paar hineinzubitten.“

„Ah, wohl Ihr Freund Kempfen? Freut mich, habe schon von Ihnen gehört,“ durchschnitt Heilke sofort die Vorstellung mit der Höflichkeit des vielbewanderten Mannes, der ein abgerundetes Benehmen zeigt. Verbindlich fügte er dann hinzu: „Was hatten Sie doch gleich ausgestellt, was war's doch? Eine Hebe, nicht wahr? Solide Arbeit, ich entsinne mich.“ Dann aber ging er in eine Art höflicher Entrüstung über. „Wie, Sie haben noch gar nicht ausgestellt? Nirgend's? O, o, mein Vester, das tut mir leid.“

Ein Künstler, der nicht die Ausstellung besuchte, zählte für ihn noch nicht, denn als oft gewähltes Mitglied der Jury fühlte er sich gewissermaßen verletzt, sobald man es gewagt hatte, sein Urteil nicht zu Rate zu ziehen, wenigstens für Berlin nicht. Schließlich bat er um Entschuldigung. Es liege eine Namensverwechslung vor, die angesichts der vielen Wildhauer, die jahrein, jahraus den Nachschub vermehrten, verzeihlich wäre.

Anton kam herein und nahm ihm etwas tollpatschig den schweren Kaisermantel mit Pelzkragen ab, dazu den braunen,

Zwei Beschwerden.

Von August Winnig.*)

Weichen Sammethut, den er eingebeult trug. So stand er nun da als ein geschmeidiger, eleganter Mann, der, obgleich das dünne, in Locken um die kleine Glaze liegende Haupthaar und der wohlgepflegte Vollbart von etwas rötlicher Färbung schon von starkem Weißgrau durchzogen waren, noch immer das erstfällige Bestreben zeigte, stets tadellos und modisch gekleidet zu gehen, von der ewig hellen Krawatte mit Gemme, über die unaussprechlich weiße Weste hinweg bis hinab zu den Knöpfstiefeln mit Arabestenspitze.

Es gab einige nichtsagende Redensarten, woran auch Fräulein Marianne sich beteiligte. Selbstverständlich legte sie nicht ab, sondern knöpfte nur nachlässig den mit Persianer besetzten, anschließenden Mantel auf, in dem sie wie ein reifer Pfirsich steckte. Sie war groß wie ihr Vater, dessen gerades Profil sie auch hatte, das ihrem Gesicht etwas Langweiliges gab. Nur aus den grauen Augen, die sie gern forschend spielen ließ, sprach die Klugheit des geweckten Mädchens, das alles bereits kennt und weiß, sich aber vortrefflich in der Gewalt hat, so zu tun, als wären ihr gewisse Dinge böhmische Dörfer.

Lorensen bot ihr einen Stuhl an, den sie aber mit einem gnädigen Nicken verschmähte. Als Tochter eines anerkannten Bildhauers verstand sie etwas von Atelierdingen, und so wollte sie erst ihre Neugierde befriedigen. Langsam schleifte sie den Kleiderfaum über die Fliesen und begann ihre Musterung, wobei sie hin und wieder an Lorensen eine Frage stellte und zugleich ihre Bemerkungen daran knüpfte, die stets das Richtige trafen. Aber ihr dritter Satz war jedesmal: „Papa, sieh mal, das ist nett.“ Und dann kam das große Wort: „Der Faun imponiert mir. Da ist Kraft drin. Was, Papa? . . . Uebrigens ist die Nymphe auch hübsch. Aber der Faun gefällt mir besser. Bedeutend!“ Im Innern gestand sie sich, daß ihr alle diese nackten Frauengestalten geistlos bleiben könnten, wobei sie in Gedanken nur nachplapperte, was eine ständige Redensart ihrer Mutter war; namentlich Nymphen und Nixen, die nur das in der Sagenwelt vorstellten, was im modernen Leben gewisse verführerische Dämonen waren, die es mit der Treue der Männer nicht genau nahmen.

„Ja, hör mal, da hast Du recht,“ warf Heilke ein, der sich jedesmal freute, sobald sein Lieblingskind den Scharfsinn ihres Vaters bewies. „Das haben Sie brillant gemacht, junger Freund, das ist ein Zug zum Großen. Man sieht doch, Sie haben bei mir etwas gelernt.“

Unwillkürlich blickte er um sich, denn es war ihm, als hätte man dazu gelacht, aber es mußte wohl draußen im Garten gewesen sein.

Diese Behauptung duldete keinen Widerspruch, so daß Lorensen nur freudig lächelte, beglückt darüber, so etwas aus dem Munde eines bewährten Sachverständigen zu hören. Und diesmal sah er sich nicht nach Rempen um, der seitwärts wie ein gänzlich Unbeteiligter sich irgend eine Beschäftigung machte und nur bei sich dachte: „Hoffentlich gehen sie bald wieder.“ Er hörte nicht auf das, was sie sprachen, wie es Lorensen ebenso wenig einfiel, sich gegen das unverdiente Lob zu wehren. Was eben der eine nicht machte, tat der andere! Und wenn der Faun ihm, Lorensen, zugefallen wäre, dann hätte er ihn ebenso vortrefflich gemacht. Basta!

Rempen blickte erst auf, als Heilke, der fortwährend mit feiner stark parfümierter rotheidenen Taschentuch kokettierte, ganz unvermittelt fragte: „Sagen Sie, wer ist denn Rensdahl?“ Sofort kam auch die Erklärung für diese Frage. Vor vier Wochen sei er in Hamburg gewesen, wo es sich um eine Konkurrenz handelte; da habe er zufällig ein altes Zeitungsblatt mit der Notiz über Lorensen in die Hände bekommen. „Nun kann ich mir ja erklären, warum Sie sich so selten machen, Sie Undankbarer, Sie,“ fuhr er lachend fort, aber doch mit der Geschraubtheit des Mannes, der sich ein wenig ärgert, bei einer solchen wichtigen Angelegenheit ganz übergegangen worden zu sein. „Aber natürlich doch, wenn's einem plötzlich so gut geht . . . Dann muß der Meister zu seinem Schüler kommen. Aber es machte sich gerade heute so, wir hatten in der Nähe eine Beforgung . . . eigentlich drängte mich meine Tochter dazu, denn ich, wie gejagt . . . ich war recht böse auf Sie.“

Rasch warf Marianne ein: „Sie sind mir also eigentlich Dank schuldig, Herr Lorensen, wenn ich Papa gegen Sie wieder umgestimmt habe. Uebrigens mache ich so einen Atelierbummel manchmal ganz gern. Man sieht doch mal etwas anderes.“

(Fortsetzung folgt.)

Als wir von dem im Herzen Deutschlands gelegenen Sammelplatz unter starker militärischer Begleitung nach dem fernen Osten, zu unserm Truppenteil, transportiert wurden, nahm in unserm Coupé ein Sergeant mit einigen Gemeinen Platz. Der Sergeant war ein Mensch, an dem der Blick nicht ganz flüchtig vorübergehen konnte. Obwohl er noch nicht besonders alt war, hatte er doch schon stark ergrautes Haar. Aber trotz diesem Zeichen verbrauchten Lebensluzes war er noch ungemein frisch und wußte anregend zu erzählen. Ohne zu ermüden, gab er bereitwillig Antwort auf unsere vielen Fragen nach dem Wo? und Wie? unserer Zukunft. Es versteht sich, daß wir ihn weder hungern noch dursten lassen, und da er ein Sergeant war, so war es auch selbstverständlich, daß er unsere Gaben gern annahm. Aber er tat es nicht mit der Geiste der Selbsterständlichkeit, mit der etwa ein Despot den Tribut seiner Vasallen einsackt, sondern mit bürgerlich-höflichen Manieren und einem verbindlichen Lächeln auf den Lippen.

Das machte ihn uns angenehm. Es war wenig vom Vorgesetzten in seinem Gehaben und darum wurde auch unsere Unterhaltung ziemlich frei. Ja, als wir Berlin passierten und vom Bahnhof Friedrichstraße die in der Herbstsonne flimmernde Kuppel des Reichstages erblickten, wagte ich sogar die Bemerkung, das sei das letzte Zeichen bürgerlicher Freiheit, von der wir nun Abschied nehmen müßten. Er lächelte dazu und meinte, ich könne schon recht haben. Damit kam unser Gespräch auf Politik und insbesondere auf ihren Zusammenhang mit der Armee, und wer im Reichstag am meisten für sie einträte. „August Bebel!“ sagte ich.

„Sie meinen wegen der Mißhandlungen?“ fragte der Sergeant.

„Natürlich! Denn darunter leiden die Soldaten am meisten. Ich begreife wohl die Scheu mancher Leute, ihr Beschwerderecht zu gebrauchen, aber ich meinerseits werde es anders halten. Ich würde ohne Zagen jeden melden, der mich mißhandelte, und wollte einmal sehen, ob man wirklich das Recht des Untergebenen unter die Füße tritt!“

Der Sergeant sagte nichts darauf. Er bat mich um Feuer, um seinen Stummel anzuzünden; ich reichte ihm Feuer und Zigarren gleich dazu, er nahm und rauchte und sah mich durch den Qualm lächelnd an. Nachher sprachen wir über andere Dinge, über Land und Leute im Osten und kamen auf unser Beschwerdethema nicht wieder zurück. Sonst aber verkehrten wir so nett und liebenswürdig wie vorher.

Als wir später in die Kompagnien eingeteilt waren und am folgenden Tage zur Einleitung antraten, entdeckte ich zu meiner ziemlichen Ueberraschung, daß ich gerade in die Kompagnie gekommen war, der auch mein treffen- und knopfgeschmückter Reisebegleiter angehörte. Der Sergeant erkannte mich auch gleich wieder und half mir beim Verpassen der Kleidungsstücke, aber etwas hatte er von seiner Liebenswürdigkeit schon eingebüßt. Sein Lächeln war weniger verbindlich als spöttisch. Ich sah das und wunderte mich nicht weiter darüber.

Dienstlich hatte ich mit ihm wenig zu tun. Erst als wir nach mehreren Wochen die Gewehre erhielten, womit die Ausbildung im Zielen als erste Stufe der Schießausbildung anfang, sah ich ihn wieder. Bei diesem Dienst war er mit einem Vizefeldwebel die Hauptperson. Dieser Feldwebel war ein ganz unausstehlicher Mensch, ein Wichtigtuer, Schauspieler und Leuteschinder. Ein Poie von Geburt, hatte er beim Militär seinen Namen germanisieren lassen, aber seine Knechtsnatur schimmerte unter dem Firnis preussischer Unteroffiziersbildung immer wieder durch. Sobald wir uns nur gesehen hatten, waren wir uns gegenseitig über unsere Beziehungen zueinander klar. Er verfolgte mich mit all der heimlichen Schikane, worin diese Sorte so unerreicht Meister ist.

Einmal hatte ich ein Gewehr auf einen Punkt der Scheibe einzurichten. Er kontrollierte und fragte mich, wohin das Gewehr zeigen solle.

„Acht kurz,“ sagte ich.

„Ist das acht kurz?“ fragte er pilziert.

Ich sah noch einmal durch und meinte, ja, es sei genau dahin eingerichtet.

„Ach sage, es ist nicht acht kurz!“ schrie er mich an. Dann ging er noch einmal ans Gewehr, visierte, verschob es heimlich und rief den Sergeanten.

„Sagen Sie dem Kerl mal, was er da zusammengeschichtet hat,“ krächte er affektiert.

Der Sergeant sah hin. „Das ist in meinem Leben nicht acht kurz. Drei kurz links, eine Hand breit vom Strich!“ sagte er, mich vorwurfsvoll anblickend.

*) Der unsern Lesern bereits aus der „Neuen Welt“ her bekannte Verfasser läßt unter dem Titel Preussischer Rommich eine Sammlung von Soldatengeschichten im Verlag der Buchhandlung Vorwärts erscheinen. (Der von F. Damberger trefflich illustrierte Band kostet 1,50 M., geb. 2 M.) Die oben abgedruckte Erzählung mag zeigen, wie frisch und lebendig er den in Deutschland immer aktuellen Stoff anpackt, und wie er für Gebiente und Nichtgebiente gleich interessante Bilder entwirft, die gegenüber der landläufigen verlogenen Militärverherrlichung einmal die Wirklichkeit schildert.

„Dann hat es der Herr Feldwebel verschoben,“ rief ich etwas erregt.

„Du Hund willst so etwas sagen?“ schraubte mich der Feldwebel an.

„Ich habe es ja ganz genau gesehen!“ erwiderte ich.

Der Feldwebel sah sich erst vorsichtig um, dann stürzte er mit hochgehobener Faust auf mich zu.

„Herr Feldwebel!“ rief der Sergeant jetzt erregt, „machen Sie sich nicht unglücklich! Er ist ein **!** ein **!**“ Dabei trat er dicht vor ihn und beschwichtigte ihn.

Der Feldwebel ließ den Arm sinken und sah mich mit einem Blick voller Gift und Galle an. „Aha, so stehen die Sachen! Ja, dann darf man sich die Hände nicht an ihm schmutzig machen! Das Gefindel muß behandelt werden wie Kreuzottern: von weitem mit dem Stock aufspießen! Psui Duubel!“

Er spie vor mich hin. „Nach, daß Du wegstommst, Du Nas, ich will Dich hier nicht mehr sehen!“

Das tat ich denn auch. Am andern Tage sagte der Sergeant: „Ich habe Ihnen einen großen Dienst erwiesen, Freundchen!“

„Ich danke, Herr Sergeant. Aber ich glaube: auch dem Feldwebel.“

Dieser Zwischenfall war sehr nützlich für mich. Ihm habe ich es zum guten Teil zuzuschreiben, daß ich von jeder körperlichen Mißhandlung verschont blieb. Uebrigens war es mir bitterer Ernst mit dem Vorsatz, jede mir zugefügte Mißhandlung zu melden. In dessen war es so viel besser, denn was bei Beschwerden herauszukommen pflegt, konnte ich bald in nächster Nähe kennen lernen.

Einige Tage vor Ostern wurde wieder ein Mann meiner Korporalschaft grob geschlagen. Es war uns befohlen worden, im Rauffschritt unsere auf dem Exerzierplatz abgelegten Tornister zu holen. Wir liefen nicht alle gleich schnell, und der Korporalschaftsführer lief hinter uns her und trieb uns schreiend zur Eile an. Einer lief, ob absichtlich oder aus Unfähigkeit, etwas langsam. Der Unteroffizier stieß ihn vier- oder fünfmal mit dem Gewehrkolben zwischen die Schultern so hart, daß der Mann zusammenbrach. Nachdem er wieder zu sich gekommen war, rückten wir ein. In der Mittagspause ging Stöben, so hieß der Geschlagene, zum Feldwebel und meldete die Mißhandlung. Am andern Tage mußte er die Meldung wiederholen und die Zeugen des Vorfalls nennen. Er nannte die ganze Abteilung, circa achtzehn Mann.

Der Unteroffizier fragte bei uns herum, wer Augenzeuge sei, daß er Stöben geschlagen habe. Es blieben sechs übrig, die anderen hatten es nicht gesehen. Sie hatten es natürlich alle gesehen. Aber sechs Zeugen waren immer noch ausreichend.

Nun wurde Stöben von allen Instanzen bearbeitet. Erst bat ihn der Unteroffizier, die Meldung zurückzunehmen. Stöben blieb fest. Dann kam der Feldwebel. Aber Stöben blieb fest. Die Sache kam vor den Hauptmann. Auch er bearbeitete Stöben, aber dieser widerstand. Dazwischen hindurch kamen Unteroffiziere und andere Geister, die alle den Stöben beschworen, er möge keinen „alten Korporal mit sieben Dienstjahren“ unglücklich machen. Es half nicht. Nun wurde ein anderer Weg eingeschlagen. Von den sechs Zeugen hatten vier um Osterurlaub gebeten, darunter auch mein Jugendfreund und ich. Einer nach dem andern wurde in die Schreibstube befohlen, und wenn er wieder zurückkam, war er konterniert und suchte über die hinterlistige Gemeinheit. Als Seele zurückkam, brachte er mir den Befehl, vor dem Feldwebel zu erscheinen.

„Junge,“ sagte er, „mit unserm Urlaub ist's Essig!“

„Wist verrückt! Wieso denn?“

„Wer wirklich genau gesehen hat, daß Stöben geschlagen wurde, muß hier bleiben.“

„So 'ne Gemeinheit!“ sagte ich und ging hinunter.

„Sie haben auch um Urlaub gebeten, nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Feldwebel.“

„Herr Hauptmann hat nichts dagegen, ich lasse Sie auch gern fahren, weil Sie sich zusammengerissen haben und gut begreifen. Aber Sie waren mit dabei, als Stöben hingefallen ist und wollen gesehen haben, daß der Unteroffizier ihn geschlagen hat. Nicht wahr?“

„Jawohl, Herr Feldwebel, das habe ich gesehen.“

„Ja, dann können Sie eben nicht auf Urlaub fahren, denn Sie werden bis dann als Zeuge gebraucht,“ meinte der Feldwebel mit vielstimmendem Blick.

„Könnte ich meine Aussagen nicht vorher machen, sie vielleicht beim Bataillonsadjutanten zu Protokoll geben?“ fragte ich.

„Ach was! Wenn Sie das gesehen haben, müssen Sie hier bleiben.“

Ich überlegte und kämpfte mit starker Versuchung.

„Ich kann mir gar nicht erklären, wie Sie das nur gesehen haben wollen. Denn wenn es geschehen ist, so war es doch in Ihrem Rücken. Besinnen Sie sich mal; Sie glauben, es gesehen zu haben; Sie bilden sich das ein, weil der Stöben es hinterher erzählte!“

„Nein, Herr Feldwebel; ich hatte meinen Tornister schon in die Hand genommen und mich wieder umgedreht und habe ganz genau gesehen, wie der Unteroffizier den Stöben vier- oder fünfmal sehr stark mit dem Kolben ins Kreuz gestoßen hat.“

Der Feldwebel fixierte mich eine Weile und sagte dann: „Merken Sie sich: wenn Sie es wirklich ganz genau gesehen haben, dann können Sie nicht fahren; wenn Sie aber glauben, daß doch ein Irrtum vorliegen kann, dann kommen Sie als Zeuge nicht mehr in Betracht und können morgen Mittag auf Urlaub

gehen. Bis dahin haben Sie Zeit zum Ueberlegen. Denken Sie aber nicht, daß der Hauptmann jemals wieder einem Manne Urlaub gibt, der mit daran schuld hat, daß ein Unteroffizier von der Kompagnie bestraft wird. Nun besinnen Sie sich; morgen früh will ich Bescheid haben.“

Damit war ich entlassen. Als ich auf die Stube zurückkam, erwarteten mich die drei anderen Urlauber schon. Sie waren neugierig, wie ich mich gehalten hatte. Wir sahen uns alle vier an und brachen wie auf Kommando in Lachen aus. Wir lachten außerordentlich laut und herzlich, wir lachten lange, wir lachten, daß uns der Bauch schmerzte. Warum? Das kann ich heute nicht mehr sagen; aber es war etwas ansteckendes in dieser Lachlust, die allen Gram über den fortgeschwimmenden Urlaub niederriß. Ich weiß keinen Grund für unsere Fröhlichkeit anzugeben; doch vielleicht war es der über alle Kleinliche Schilane hinwegstürmende Lebensmut kraftsprühender Jugend, der sich seiner Ueberlegenheit bewußt war.

Natürlich hatten wir alle vier festgehalten an dem, was wir gesehen hatten, und waren uns auch einig darin, uns unser Gedächtnis nicht durch die angebotene Entziehung des Urlaubs „korrigieren“ zu lassen. Wir waren eben alle keine Patrioten im Sinne preussischen Kommisgermanentums.

Beim Antraten am andern Morgen rief uns der Feldwebel abseits und fragte uns, ob wir uns nicht anders besonnen hätten.

„Nein, ich kann nichts anderes sagen, als was ich gesehen habe,“ erwiderte jeder von uns.

„Eintreten! Gemeine Wandel!“ rief uns der Feldwebel zu.

Während der Pausen, die der Dienst an diesem Morgen ließ, schmiedeten wir Pläne, wie wir nun Ostern verleben wollten. Urlaub gab's nicht, also mußten wir sehen, wie wir auf andere Weise das Reisegeld vertun konnten. Zu völliger Einigkeit waren wir bis Mittag nicht gekommen. Dann rückten wir ein.

(Schluß folgt.)

Die Internationale Hygiene-Ausstellung.

Eine Ausstellung, die in besonderem Maße auch das Interesse der Arbeiterschaft erwecken muß, wird im nächsten Jahre in Dresden stattfinden. Seit Jahren sind die Vorbereitungen für die Internationale Hygiene-Ausstellung getroffen worden, und seit Monaten wird an dem Aufbau der Ausstellungsgebäude mit riesigem Eifer gearbeitet. Die Ausstellung wird weit über das Gebiet des ständigen Dresdener Ausstellungspalastes hinauswachsen, sie wird einen bedeutenden Teil des benachbarten „Großen Garten“ und anderer umliegender Terrains in Anspruch nehmen; das gesamte Ausstellungsgebiet wird über 320 000 Quadratmeter ausmachen. Die Pläne für die umfassenden Gebäude, in denen die Ausstellung untergebracht werden soll, lassen vermuten, daß der architektonische Aufbau von großem künstlerischem Geiste beherrscht wird. Die Kenner der verschiedenen Dresdener Ausstellungen in früheren Jahren wissen, daß hier wiederholt raumkünstlerische Laten ersten Ranges geleistet worden sind. Aber man darf erwarten, daß die Ausstellung von 1911 an architektonischer Schönheit alles frühere weit übertreffen wird. Man ist bestrebt, strenge Stileinheit zu wahren. Bei den Hauptpalästen wird der Stil des klassischen Tempels vormalten.

Die Hygieneausstellung soll die Gesundheitspflege aller Art zur umfassenden Vorführung bringen, die Nahrungsmittelhygiene, die Wohnungshygiene, die Gewerbehygiene, das gesamte Kranken- und Heilwesen. Das massenhafte Material, das sich auf diesen verschiedenen Gebieten der privaten und öffentlichen Gesundheitspflege gerade in den letzten Zeiten angesammelt hat, soll in fünf Abteilungen gesondert vorgeführt werden: in eine wissenschaftliche, eine populäre, eine sportliche, eine historisch-ethnographische Abteilung, denen sich als fünfte eine besondere Abteilung der Industrie zugesellt, die zu sämtlichen anderen Abteilungen Beziehungen hat.

Die wissenschaftliche Abteilung ist in erster Linie auf Ärzte und andere Fachleute berechnet. Diese sollen Gelegenheit zu fachwissenschaftlichen Studien finden, ohne dabei auf allerlei Dinge zu stoßen, die ihnen schon allzu geläufig sind. Andererseits wird eine populäre Abteilung eingerichtet, auf deren Durchführung ein besonderes Gewicht gelegt wird. Hauptächlich diese Abteilung soll der Absicht dienen, für weiteste Kreise der Bevölkerung hygienische Belehrungen zu geben. In ihr soll alles vermieden werden, was den Laien nicht interessieren kann und über sein Auffassungsvermögen hinausgeht. Es soll die Notwendigkeit der verschiedensten hygienischen Maßnahmen durch zahlreiche plastische Modelle für jedermann unmittelbar anschaulich gemacht werden. Unter anderem soll der Ernährungshygiene große Aufmerksamkeit geschenkt werden. In Hunderten von Beispielen werden die Nahrungsmittel in ihrer Zusammenlegung und ihrem Nährwert unter Angabe der Kosten gezeigt; es soll Antwort erteilt werden auf die bedeutsame Frage: Wie nähre ich mich am rationellsten.

Auch die sportliche Abteilung wird von großer Wichtigkeit sein. Die Ausstellung wird hier die Absicht verfolgen, den gesunden Sport zu fördern, die Ausartungen des Sports zu bekämpfen. Es werden nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten die Grenzen festgestellt werden,

die bei der Ausübung jedes einzelnen Sportes beobachtet werden müssen. In einem Sportlaboratorium wird nach allen Richtungen hin die Einwirkung des Sportes auf den menschlichen Organismus untersucht. Auch Amerika und England, die Länder des am weitesten entwickelten Sportbetriebes, kennen ein derartiges sporthygienisches Institut noch nicht, es ist dies eine neue Errungenschaft, die zum ersten Male auf der Dresdener Ausstellung in die Erscheinung tritt.

Von großem Interesse wird sicherlich auch die historisch-ethnographische Abteilung sein. Es soll eine systematische Darstellung der Geschichte der Hygiene gegeben werden, wie sie auch nur einigermaßen vollständig und übersichtlich bisher noch niemals gegeben worden ist. Da wird sich u. a. ein höchst überraschendes Bild von der hohen Entwicklung der Gesundheitspflege, soweit sie den einzelnen Menschen betrifft, bei Völkern der alten Zeit eröffnen, bei den Juden, den Griechen, Römern usw.

Gleichfalls wird die Abteilung der Industrie ungemein viel Neues und Interessantes aufweisen. Die Industrie bringt der Ausstellung viel Interessantes entgegen, was sich schon in der Tatsache zeigt, daß sie sehr erhebliche Mittel allein für die Raummiete aufzubringen bereit ist und so die finanzielle Sicherung des großen Unternehmens von vornherein fördert. Es sind in den letzten Monaten immer neue Anmeldungen von Industrieunternehmen bei der Ausstellungsleitung eingegangen, wodurch einzelne Hallen über das zuvor beabsichtigte Maß hinaus vergrößert werden mußten. Ein eigentümlicher Umstand wirkt dabei mit: eine Reihe von Industrien war früher nur auf kleineren Sachausstellungen vertreten gewesen, wobei sich kein Vorteil für sie zeigte, da das große Publikum nicht herbeigezogen werden konnte. Jetzt kommt es zu umfangreichen Kollektivausstellungen, weil die Aussicht des Massenbesuchs auch wirklichen Erfolg verspricht. Die betreffenden Industriellen wissen, daß sie ihre Erzeugnisse vor ein außerordentlich zahlreiches und hygienisch interessiertes Publikum bringen, das von dem Gedanken erfüllt wird: Wie erhalte und fördere ich meine Gesundheit? Vielfach wird statt von einzelnen Vertrieben von ganzen Verbänden aufgestellt werden, die zum Teil hunderttausend Mark und mehr aufbieten, um den Konsumenten zu zeigen, daß man bemüht ist, sich dem gesteigerten hygienischen Bedarf anzupassen.

Nicht minder aber werden die öffentlichen Körperschaften, die der Gesundheitspflege dienen, ihre Aufmerksamkeit der Ausstellung zuwenden. Die Städte des Inlandes und des Auslandes erscheinen in seltener Vollzähligkeit, ebenso die staatlichen Gesundheitsbehörden der ganzen Welt, bei denen schon längst das Bedürfnis nach einem großzügigen Austausch der Erfahrungen besteht. Nicht nur Europa wird gut vertreten, sondern auch Amerika; auch Japan und China machen große Anstrengungen, ihre hygienischen Einrichtungen vorzuführen.

Von ganz besonderem Interesse wird für uns die Ausstellung noch dadurch werden, daß auch die deutschen Gewerkschaften sich an ihr beteiligen werden. Unsere Gewerkschaften werden vielleicht keine nach außen glänzenden Aufmachungen bieten, aber sie können das Allerbeste beitragen, was eine Hygieneausstellung bezwecken soll. Eine derartige Ausstellung könnte nur allzuleicht ein viel zu günstiges Bild des gegenwärtig in hygienischen Dingen Erreichten vortäuschen, wenn nicht zugleich auch gezeigt würde, daß vieles, was wissenschaftlich erreicht und technisch ermöglicht ist, doch in des Lebens harter Praxis noch keineswegs zur Einführung gelangt ist. Unsere Gewerkschaften können Zeugnis ablegen von den schweren und hygienischen Mühsäuden, unter denen die große Masse der Arbeiter leidet. Sie können in ganz besonderer Eindringlichkeit den Gedanken betonen, der die ganze Ausstellung beherrschen muß, daß von einer solchen Veranstaltung aus eine große und propagandistische Wirkung zur Förderung und Ausgestaltung aller hygienischen Einrichtungen in Staat und Gemeinde entspringen soll!

Durch diese Zeilen soll schon rechtzeitig das Interesse der Arbeiterschaft auf die bedeutsame Veranstaltung gelenkt werden, die im nächsten Jahre die schöne Elbestadt Dresden noch ganz besonders lebenswert machen wird. Die Dresdener Arbeiterschaft begrüßt es mit größter Freudigkeit, daß wir im nächsten Frühjahr den Kongreß der freien Gewerkschaften in unserer Stadt sehen werden. Da wird sicherlich auch die Hygiene-Ausstellung für die Delegierten der deutschen Arbeiterschaft und für so viele andere, die dann der Weg in unsere Stadt führt, ein Quell der Belehrung und geistigen Bereicherung sein.

G. Gradnauer.

Kleines feuilleton.

Gasquellen und Erdfeuer. Das Hervordringen einer gewaltigen Erdgasquelle in Neuengamme unweit von Bergedorf bei Hamburg ist eine Naturerscheinung, die zwar in Deutschland zu den Seltenheiten gehört, in anderen Ländern und Erdteilen aber schon recht häufig beobachtet worden ist. Seit uralten Zeiten brennen aus dem mit Naphtha geschwängerten Boden der Halbinsel Apicheron am Kaspiischen Meere, wo dank der überreichen Petroleumfunde das einst elende Tatarennest Vaku sich zu einer Industriestadt von 150.000 Einwohnern entwickelt hat, die heiligen Feuer, die einst schon Alexander den Großen an die äußersten Grenzen des persischen Reiches, nach Baktrien leiteten. Zu ihnen walden heut ungezählte Scharen persischer Feuerarbeiter, um ihre Gebete nach der Religion Zarathustras zu ver-

richten, ihre Hitze wird aber auch von der profanen modernen Industrie zum Brennen von Kalk verwendet.

Gasquellen, die entweder dauernd fortbrennen oder nach anfänglicher Entzündung technisch gebändigt wurden, gibt es auch in Europa an verschiedenen Orten, bei Varigazzo im Gebiet von Modena (Italien), bei Pietra mala zwischen Bologna und Florenz, in den rumänischen Petroleumdistrikten, im galizischen Petroleumbezirk bei Stoboda ringursca, bei Beckelbromm im Elsaß, sehr zahlreich in China. Am großartigsten aber treten sie in Nordamerika in Erscheinung, wo sich auf ihr Auftreten eine mit Millionenwerten rechnende Industrie gegründet hat. Im Jahre 1821 wurde in Chautauqua County im Staate New York ein Brunnen erbort, dem so viel Erdgas entströmte, daß das ganze in der Nähe gelegene Dorf Fredonia damit beleuchtet werden konnte. Bohrungen an anderen Orten lieferten ebenso günstige Resultate und so begann seit dem Jahre 1840, besonders in der Umgebung von Pittsburg im Staate Pennsylvania die gewerbmäßige Ausnutzung der Gasquellen im großartigsten Maßstabe zu Beleuchtungszwecken und zur Dampferzeugung in Fabriken. Die Bohrlöcher, die ähnlich wie die zur Gewinnung von Kohnaphtha in die Erde getrieben werden, pflegen durchschnittlich mindestens zwei Jahre lang, in günstigen Fällen aber auch 10 Jahre und darüber reichlich Gas zu geben, worauf häufig Verstopfung durch Paraffin oder Salz der Ergiebigkeit ein Ende macht. Andere dagegen liefern schon seit 90 Jahren ununterbrochen Gas bis zu Mengen von 320.000 Kubikmeter an einem Tage, wobei die Tagesflunde, Wetterwechsel und besonders Barometer-schwankungen von sichtlichem Einflusse auf die Menge des ausströmenden Gases sind. Obgleich viel mehr Gas verloren geht, als gewonnen wird, ergibt sich aus Berechnungen, daß um 1890 804 in den Ver. Staaten bestehende Gesellschaften jährlich 1300 Millionen Kubikmeter Erdgas im ungefähren Werte von 95 Millionen Mark gewonnen und daß die amerikanischen Bohrlöcher bis 1905 Erdgas im Gesamtwert von 1600 Millionen abgeliefert haben. — Für Heizzwecke um ein volles Drittel wertvoller als Steinkohlengas, besitzt das Erdgas nur die halbe Leuchtkraft des künstlichen Steinkohlengases, kann aber durch Anreicherung mit Kohlenoxyd auch für Beleuchtungszwecke sehr geeignet gemacht werden.

Erdgase bilden sich in allen Kohlenflözen, also durch Umwandlung pflanzlicher Stoffe auf dem Wege der trockenen Destillation unter dem Druck der darüber gelagerten, den Luftzutritt verhindernden Erdschichten, viel reichlicher aber aus tierischen Resten, besonders aus den Fettsäuren von Seetieren, die sich an bestimmten Stellen des Meeres in großen Mengen ablagerten und von Sedimentgesteinen überschichtet wurden. Endeffekt der dann eintretenden Oxydation und Destillation ist immer die Entstehung einer großen Zahl von Kohlenwasserstoffen. Die höchstkonstituierten (d. h. mit Molekülen von vielen Atomen) bilden feste Körper, wie Erdwachs, Asphalt oder Erpech, die mittleren bilden flüssige Körper, wie Kohnpetroleum, die niedrigst konstituierten endlich treten als Gase, wie Methan, Aethan, Propan, mit Beimengungen von Wasserstoff und Kohlenoxyd auf. Vermutlich verdankt auch die Erdgasflamme von Neuengamme ihre Entstehung dem Umstande, daß die bis auf eine Tiefe von 280 Metern niedergetriebene Brunnenbohrung ein Erdölager eröffnete, dem nun die Gase in Mengen entweichen.

Meteorologische.

Die Temperatur auf Bergspitzen und im Luftschiff. Es ist eine Aufgabe von großer Bedeutung für die Witterungs- und Klimakunde, die Temperaturen mit einander zu vergleichen, die in denselben Höhen auf Bergspitzen und im freien Luftmeer stattfinden. Im Gebirge sind seit langer Zeit viele und zum Teil ständige Temperaturmessungen auch auf Hochgipfeln ausgeführt worden, aber erst die letzten Jahrzehnte haben durch den Aufschwung der Luftschiffahrt und durch die wissenschaftliche Ausnutzung von Flugdrachen die Gelegenheit geboten, auch in der freien Atmosphäre eine große Zahl zuverlässiger Temperaturbeobachtungen beizubringen. Der berühmte deutsche Luftschiffer Person verglich zuerst die Temperaturbeobachtungen auf dem Brocken mit solchen in gleicher Höhe des Luftmeeres und kam zu dem Schluß, daß es auf dem Berggipfel durchschnittlich um fast einen Grad kälter ist als in der freien Atmosphäre. Professor Hann verallgemeinerte diese Vergleiche und stellte fest, daß die mittlere Temperaturabnahme bis zu einer Höhe von 3000 Meter im Gebirge 5,7 bis 5,8 Grad auf das Kilometer beträgt, bei Ballon-aufstiegen nur 4,9 bis 5 Grad. Darans ergibt sich, daß es auf einer Bergspitze von 3000 Meter Höhe um 2 bis 3 Grad kälter ist als in der gleichen Höhe des freien Luftmeeres. Dies Ergebnis ist durch Beobachtungen bestätigt worden, die in England einerseits bei Drachen-aufstiegen, andererseits auf dem höchsten dortigen Gipfel Ben Nevis ausgeführt worden sind und einen Unterschied von rund 2 1/2 Grad ergeben haben. Dagegen hat es sich herausgestellt, daß zwischen dem Gipfel der Zugspitze (2964 Meter) und einer gleichen Höhe über München nur ein mittlerer Unterschied von 1,6 Grad in der gleichzeitigen Temperatur und von sogar nur 1,1 Grad in der mittleren Tagestemperatur stattfindet. Der Urheber dieser Untersuchungen, Dr. Schmauf, hat weiterhin berechnet, daß der Sonnblitzgipfel weiter im Innern der Alpen in gleicher Höhe wiederum um 0,6 Grad kälter ist als die Zugspitze. In allen diesen Angaben zeigt sich deutlich der abfallende Einfluß der Gebirge auf die Luft.